

(Nachdruck verboten.)

31)

flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

„Sage mal, liebe Frau, wie kommst Du eigentlich dazu, mich auszuspionieren? Du untersuchst meine Taschen, was ich eines anständigen Menschen einfach unwürdig finde. Du läßt Dich von Deinem eigenen Kinde auf einer Lüge ertappen und fühlst nicht mal das Beschämende und Verderbliche. Sieh da, als wenn Du über mich Gericht abzuhalten hättest!“

„Soll ich die Briefe zerreißen?“ unterbrach sie ihn.

„Nein, gib sie her!“

„Da!“

Sie schleuderte sie ihm förmlich hin. Er nahm sie ganz gelassen an sich.

„Ich werde sie selbst zerreißen oder aufbewahren, wie mir das eben richtig erscheint. — Aber ich kann Dir sagen, Konstanze, das ist nicht die Art, um Dir meine Achtung zu erhalten. Deine —“

„Aso Du liebst dies Weib!“ stieß sie heraus. „Also Du liebst sie! Hab ich das doch geahnt! Also deshalb fährst Du ewig nach Weimar. Deshalb müssen wir ewig den jungen Hellen einladen. Jetzt bist Du ertappt.“

Kopfschüttelnd sah er sie an und erwiderte nur:

„Schämst Du Dich nicht?“

„Und ich muß hier die Abende allein sitzen. Deine Wäsche flüden, mich für Dich abrauern, mich mit dem Dienstmädchen herumärgern. Ich hab Dich hundertmal gebeten, Du sollst ihr kündigen. Aber nein, dazu bist Du zu feinfühlig. Das leidet Dein gutes Herz nicht, so ein Frauenzimmer, daß sich Abend für Abend mit ihrem Schatz herumtreibt, auf die Straße zu setzen. Nun versteh ich Deine Sympathie. Du bist ja selbst einer, der solche Geschichten macht.“

„Konstanze, sei still! Um Gottes willen, sei still!“ bat er ganz entsetzt. „Wenn sie Dich draußen hört!“

„Dann soll sie's nur hören! Das ist ja ihre eigene Schande, die sie zu hören kriegt. — Ich sage Dir, das hat ein Ende, diese Reisen nach Weimar. Von heute an fährst Du nicht mehr hin. Um mich hast Du Dich zu kümmern. Ich bin Deine Frau. Mich hast Du geheiratet. Und wenn ich Dir nicht mehr gefalle, dann ist das nicht meine Schuld. Ich kann nicht in seidenen Unterröcken herumlaufen wie Deine Frau Major. Ich habe keine Parfüms von Roger und Gallet. Ich habe Kinder bekommen, und die haben meine Figur verdorben. Aber ich sage Dir, das laß ich mir nicht mehr bieten. Von heute ab wirst Du tun, was Deine Pflicht ist. Du bist mein Mann und —“

Grabaus drehte sich um und ging in sein Zimmer. Heiße Tränen rannen über sein Gesicht. —

Von nun an wiederholten solche Eifersuchtszenen sich fast jeden Tag.

Oft, wenn Grabaus ganz gleichgültige Angelegenheiten mit seiner Frau besprach, unterbrach sie ihn und sagte: „Natürlich, was kümmert das Dich. Du hast ja nur die andere im Kopf.“

In seinem ehrlichen und empfindlichen Herzen sagte er sich, daß er wirklich nicht frei von Schuld ihr gegenüber sei. Wenn er sich nicht genug um sie bekümmert hatte, so wollte er das nun durch doppelte Güte und Aufmerksamkeit nachholen. Aber sie stieß ihn zurück.

„Du doch nicht so! Geh doch lieber zu Deiner Liebsten.“

Weihnachten beschenkte er sie so freigiebig, wie es sich eigentlich mit seinen Mitteln gar nicht vertrug. Doch als sie das prächtige Seidenkleid gewährte, war ihre erste Antwort:

„Damit willst Du mich wohl ködern? Aber so dumm bin ich nicht.“

Dann freilich prüfte sie die schwere Seide und freute sich in dem Gedanken, wie ihre Bekannten sich über dies Kleid ärgern würden.

Nach den Weihnachtsferien fuhr Grabaus wieder regelmäßig zu den Vorträgen nach Weimar. Aber er blieb nie mehr bei Platen's über Nacht. Er hatte einfach Furcht vor

seiner Frau, Furcht davor, daß sie dann wieder diese abscheulichen Anschuldigungen gegen Marie Luise erheben würde. Wenn sie deren Namen nur aussprach, gleichgültig, in welchem Zusammenhang, dann fröstelte sein Herz, und seine Nerven erbeben in Widerwillen und Angst.

Da Frau Konstanzen's Eifersucht sich mit der Zeit einigermaßen gelegt zu haben schien, so führte er endlich einen Plan aus, der schon längst eine gesellschaftliche Notwendigkeit war: er lud das Ehepaar Platen, den Doktor und Wolf zu einer Mittagsgesellschaft ein.

Bisher hatte der Major seiner Krankheit wegen nie kommen können, jetzt aber, in diesen trockenen, frosthellen Tagen ging es ihm auffallend besser.

Von dieser bevorstehenden Gesellschaft war zwischen Grabaus und seiner Frau bei Tisch öfter die Rede gewesen, und die Kinder befanden sich daher, als die erwarteten Gäste kamen, in nicht geringer Aufregung.

Elisbeth war die Artigkeit selbst, sie machte vor jedem einen Knix und setzte sich dann mit dem ernsthaftesten Gesicht auf einen Stuhl, indem sie von Zeit zu Zeit ihre Schürze glattstrich und ihre Arme so hielt, daß man die silbernen Knöpfchen der Kleiderärmel sehen konnte. Der Bube aber spielte vor lauter Verlegenheit den wilden Mann. Anfangs war er unter den Tisch gekrochen. Als man ihn dann rief, kam er, die Füße einwärts sehend, angehumpelt, warf sich zur Begrüßung auf die Erde und streckte die Beine in die Luft. Die Mutter drohte ihm mit dem Stock, der Vater aber nahm ihn beim Arm und sagte, er sollte nun endlich vernünftig sein und guten Tag sagen. Da deutete er mit kläglichem Miene auf seinen Mund und stieß unartifizierte Laute aus.

„Ach so, Du bist mal wieder stumm?“ sagte Grabaus, der dies Spiel schon kannte. „Dann muß ich Dich also operieren.“

Er legte ihn über und machte auf seinem Rücken die Bewegung des Aufdrehens wie bei einer Puppe.

Sofort sprang der Junge auf und schrie:

„Guten Tag, Ihr lieben Leute.“

Dann gab er allen artig die Hand. Nur zu Doktor Platen wollte er nicht.

„Warum sitzt Du denn in der Ecke? Warst Du unartig?“ fragte er.

„Komm mal her, Bubi!“ rief Marie Luise ihn. „Wir haben uns doch so lange nicht gesehen. Was hast Du denn Schönes gemacht?“

„Gemacht?“ fragte er zögernd und wurde rot. „Das erzählt man doch nicht!“

Dies gewisse verhaltene, doch höchst verständnisvolle und vergnügte Lächeln, das Erwachsene gewöhnlich haben, wenn Kinder etwas Unpassendes sagen, schwebte auf den Gesichtern der übrigen, während Frau Konstanze ganz unglücklich ansah.

„Nein, mit dem Jungen ist es nicht zum Aushalten! Er kommt doch nie mit anderen Kindern zusammen. Dabei steckt er voll Ungezogenheiten.“

„Die erben die Jungs von den Herren Vätern,“ sagte der Major.

„Bubi, wenn Du nun sein artig bist, dann haben wir auch was Hübsches mitgebracht.“

Dabei zeigte Marie Luise auf ein kleines Paket, das sie in der Hand hielt.

Die Augen des Jungen leuchteten. Er rief seiner Schwester:

„Komm, Elisabeth, Du sollst auch artig sein.“

Dann machten sich beide Kinder daran, die Schokoladenherrlichkeiten auszapfen.

Grabaus aber war im stillen seinem Jungen dankbar für dessen Unartigkeit. Dadurch war man wenigstens über die ersten frostigen Augenblicke des Empfangs weggekommen. Denn Frau Konstanze hatte sich bei der Begrüßung ihrer Gäste mit einer wahrhaft königlichen Würde und Stühle umgeben. Und etwas sorgenvoll sah er dem Mittagessen entgegen, aber dies verlief wider Erwarten gut.

Der Major unterhielt die Hausfrau auf eine so reizende Weise, daß diese einfach austauen mußte. Es war bei ihm weniger Klugheit als angeborene Güte, die ihn befähigte, auf

andere Menschen einzugehen. Wer mit ihm sprach, der fühlte sich nach kurzer Zeit immer ein wenig zufriedener und in seinem Selbstgefühl gestärkt. Als man aufstand, war Frau Konstanze von ihrem Nachbar entzückt, doch um so intensiver fühlte sie den Haß gegen Marie Luise.

Während die Herren in Grabaus Zimmer eine Zigarre rauchten, setzten die beiden Frauen sich in den Salon. Der Dube war von der neuen Tante so begeistert, daß er von ihrem Schoß gar nicht mehr herunter wollte.

„Gast Du auch Kinder?“ erkundigte er sich.

„Nur einen großen Jungen. Aber der ist fort.“

„Er gefiel Dir wohl nicht?“

„Doch. Aber er ist auf einer Schule. Mit vielen anderen großen Jungen zusammen.“

„So —?“

„Gättest Du wohl Lust, mit mir zu kommen?“

„Ja —“ sagte er ganz zufrieden. „Wenn der Vater auch mitkommt.“

„Und die Mama doch auch! Ohne Deine Mama hieltest Du's doch nicht einen Tag aus, Du dummer Bubi,“ erwiderte Marie Luise lachend.

Frau Konstanze aber schien sich zu ärgern.

„Der Junge macht Ihr ganzes Kleid fraus, gnädige Frau,“ sagte sie. „Geht Ihr jetzt mal zu Anna! Kinder gehören überhaupt nicht in den Salon. Ganz geschwind, Junge, sonst hole ich den Stock.“

Nachdem sie die beiden hinausbefördert hatte, sagte Marie Luise:

„Müssen Sie glücklich sein, Frau Doktor, mit zwei so reizenden Kindern.“

„Gewiß,“ versetzte diese trocken. „Ich finde, eine Ehe ohne Kinder hat überhaupt ihren Zweck verfehlt.“

Ein leiser Schreck durchfuhr Marie Luise, nicht ihrer selbst wegen, sondern weil sie dachte, Frau Grabaus würde ihre Laktlosigkeit bemerken und sich dann schämen. Aber diese lehnte sich breit in ihren Stuhl zurück und sagte plötzlich mit drohendem Gesicht:

„Ich würde mich zum Beispiel nie scheiden lassen, da könnte passieren was will.“

„Um Himmels willen, das wäre ja auch schrecklich!“

„So, finden Sie, gnädige Frau? Dann stehen Sie wohl nicht auf dem modernen Standpunkt?“

„Wieso?“

„Na, heutzutage sind Ehescheidungen doch an der Tagesordnung. Aber ich bin für so was nicht zu haben. Da könnte mein Mann machen was er will. Ich habe ihn geheiratet, und so lange ich lebe, gehört er mir. Das kann sich eine jede merken.“

Einen kurzen Augenblick hatte Marie Luise das Gefühl, aufstehen und das Zimmer verlassen zu müssen. Ohne daß ein Zug ihres Gesichts sich bewegte, blickte sie die Frau an, die langsam mehrmals nickte, als wenn sie ihre Worte noch bekräftigen wollte. Dann sagte sie:

„Das müßte doch ein trauriges Gefühl sein, wenn man seinen Mann nur durch Zwang an sich fettet.“

„S, das ist doch überall so.“

„Vielleicht — obwohl — mir sind solche Ansichten noch nie begegnet.“

„Ach? — Sollte es in Offizierskreisen wirklich besser sein?“

„Wollen wir das Thema nicht lieber fallen lassen?“ erwiderte Marie Luise mit liebenswürdigem Lächeln. „Ich habe noch nie daran gedacht, daß mein Mann je aufhören könnte, mich zu lieben, oder daß ich je aufhörte, ihn zu lieben.“

„Wirklich?“ murmelte Frau Konstanze, die nichts mehr zu sagen wußte.

Als dann bald darauf alle sich zum Kaffee versammelten, war Marie Luise gesprächig und heiter, wie wenn nichts geschehen wäre. Innerlich aber fror und bebte sie an allen Gliedern. Noch begriff sie nicht, welche Wirkung das, was geschehen war, auf sie ausüben würde. Sie fühlte sich nur beschämt, beleidigt und hatte den Wunsch, dies Haus so schnell wie möglich zu verlassen.

Von den Männern ahnte niemand etwas von dem Vorfall. Grabaus wunderte sich wohl, daß auf dem Gesicht Marie Luises die Farben so schnell wechselten, da sie sich aber lebhaft an der allgemeinen Unterhaltung beteiligte, war er der Überzeugung, daß dieser Tag einen über alle Erwartung glatten und harmonischen Verlauf genommen hätte.

Auf dem Weg zum Bahnhof hatte der Major seine Frau untergefaßt.

„Gott sei Dank,“ flüsterte sie, während sie sich an ihn preßte, „daß wir bald wieder zu Haus sind.“

„Wie fühlst Du Dich denn?“ fragte er besorgt.

„Nicht besonders. Ich habe ein bißchen Kopfschmerzen. — Aber die werden schon vorübergehen. Und Du?“

„Sehr gut. Sehr gut. Ich habe mich vortrefflich unterhalten. Weißt Du, unser Freund gefällt mir immer besser. Aber seine Frau — na, sie mag wohl ihre verborgenen Vorzüge haben.“

Hinter den beiden gingen Grabaus und Wolf, während Doktor Platen und Frau Grabaus die letzten waren. Doktor Platen hatte infolge des langen Stillstehens kalte Füße und einen heißen Kopf bekommen, so daß er sich in der übelsten Laune befand. Den ganzen Tag über war er bei den Gesprächen der anderen schweigend gewesen, jetzt aber stritt er sich im Geiste mit allen herum und teilte ingrimmige Antworten aus.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Zwerg-Rassen.

Es sind jetzt rund fünfzig Jahre her, daß in der Feldhofener Grotte, einer kleinen zwischen Düsseldorf und Elberfeld gelegenen Höhle des Neandertals im diluvialen Lehm Reste eines menschlichen Skeletts gefunden wurden, die in der wissenschaftlichen Welt, ja weit darüber hinaus einen langdauernden Streit entfachten. Namentlich die Schädelstücke des „Neandertalers“ wurden zu einem wahren Janapfel der Parteien, und namentlich die Autorität Virchows war es, die die richtige Deutung des Fundes auf Jahrzehnte hinaus verhinderte. Der große Zweifler gab sein Verdict dahin ab, daß man es in dem Neandertalmenschen lediglich mit einer vielgeprüften Persönlichkeit, einem gichtbrüchigen Greise zu tun habe, keinesfalls aber mit dem Vertreter einer wilden Urrasse. Er mußte es erleben, daß sein Urteil als völlig irrig abgetan wurde, daß man in Belgien und später in Kroatien Schädel auffand, die ganz die gleichen Eigentümlichkeiten zeigten wie der Neandertaler. Diese Eigentümlichkeiten bestehen darin, daß das Schädeldach viel weniger gewölbt ist, als bei dem Schädel der jetzt lebenden Menschen, daß die Inöchernen Augenbrauenwülste mächtig hervorspringen, und daß die darüberliegende Stirnpartie („Stirnplatte“) das Gesicht wie das Visier eines Ritterhelms überragt, sodaß also der Schädel einen wilden, ja geradezu tierischen Eindruck macht. Der Strahburger Anatom Schwalbe, der 1900—1902 den Neandertalerschädel untersuchte und glänzend beschrieb, erwies, daß wir es in dem Neandertaler zweifellos mit einer älteren, rückständigen Ausprägungsform des Menschen zu tun, daß der Neandertaler sich weit von allen heutigen Menschenrassen entfernt, die sich selbst in ihren extremsten Formen (Australneger—Europäer) viel weniger von einander unterscheiden, als die tiefstehende Rasse vom Neandertaler und daß wir also nach dem Brauche der Wissenschaft diesen Neandertaler als eine besondere Art der Gattung betrachten müssen. Was Schwalbe für den Schädel nachwies, vermochte später der Heidelberger Anatom Klaatsch auch für die übrigen Skelettreste des Neandertalers nachzuweisen: auch hier zahlreiche Eigenarten, die das Bild einer wilden Urrasse vervollständigen. „Wir werden ihn“, sagt Klaatsch, „als ein seiner Zeit, seinen Kämpfen und Bedürfnissen angepaßtes Wesen zu beurteilen haben, das, selbst ein Tier unter Tieren, sicherlich in vielen Fähigkeiten dem modernen Menschen überlegen war.“

Es lag nun nahe, den nunmehr richtig gewürdigten Neandertalmenschen in Beziehung zum Stammbaum des Menschen zu bringen, und Schwalbe schloß denn auch den Neandertaler eng an den auf Java 1891/94 von dem holländischen Militärarzt Dubois gefundenen „Affen von Trinil“ an, dem man in der ersten Entdeckungsfreude, wie sich der Leser erinnern wird, den Namen „Pithecanthropus erectus“, das heißt der aufrechtgehende Affenmensch, gegeben hatte und den man damit als einen direkten Vorfahren des Menschen ansprach. In der Tat zeigt auch der Schädel des Affen von Trinil eine ansehnliche Uebereinstimmung mit dem des Neandertalers. Er ist gleichfalls auffallend lang, die Augenbrauenbögen springen stark hervor, die Stirn ist zurückliegend. Untersuchungen des Oberschenkelknochens haben ferner ergeben, daß dieser Affe aufrecht gehen konnte nach Menschenart, wemgleich Dubois neuerdings meint, der Affe dürfte doch wohl auch auf Bäumen gelebt haben. So war dem Schwalbe der Ansicht, der Pithecanthropus Dubois' sei der direkte Vorfahr des Neandertalmenschen gewesen, der Neandertaler also das letzte Entwicklungsprodukt dieser Affenart. Aber die Unterschiede zwischen den heute lebenden Menschenrassen und der Neandertalrassen erschienen dem Forscher doch so beträchtliche, daß er sich nicht entschließen mochte, die heutigen Rassen vom Neandertaler abzuleiten. Er sprach vielmehr die Ansicht aus, die heutige Menschheit müsse von einem anderen, freilich noch nicht bekannten, tertiären Menschenaffen abstammen.

Die Schädelknochen in Belgien (Eph) und Kroatien (Krapina) sind oben bereits kurz erwähnt worden. Von diesen Funden nun, besonders den in Krapina gemachten, sollte helles Licht in die dunkle Frage nach der Stellung des Neandertalers, nach der Ur rasse geworfen werden. Ein Teil der Krapinaschädel ließ sich ohne weiteres dem Neandertaler zur Seite stellen, ein anderer Teil aber brachte die überraschende und wertvolle Tatsache, daß zu jener Zeit bereits zweierlei im Skelettbau ziemlich verschiedene Menschenarten vorhanden waren. Die letzterwähnten Schädel sind bereits breiter und höher, als der an tierische Vorbilder gemahnende Neandertaler, sie stehen bereits den heutigen Schädeln beträchtlich näher. Aus der Schweiz, aus Frankreich und England, wurden dann Schädelknochen bekannt, die sich den Krapinaschädeln anreihen ließen, und kürzlich fand man in einem Grabhügel bei Kiew neben dem Skelett eines Pferdes und vereinigt mit sthaischen Waffen zwei Schädel, von denen ein ziemlich gut erhaltener männlicher genau den Neandertal-Typus mit den stark hervorragenden Augenbrauenbögen und der zurückstehenden Stirn widerpiegelt. Halten wir alle diese Funde zusammen, so ergibt sich daraus, daß, wie oben betont, bereits im Diluvium verschiedene ausgeprägte Menschenformen vorhanden waren, und daß ferner die Neandertalrasse (wenn wir das Wort beibehalten wollen) noch über das Diluvium hinaus weiter gelebt hat. Ja, Kollmann meint sogar, daß die niedrige Schädelbildung beispielsweise der heutigen Friesen darauf hindeute, daß gewisse Eigentümlichkeiten des Neandertalschädels sich, wenn auch gemildert, vielleicht bis zum heutigen Tage erhalten haben. Der Platz des Neandertalers ist also in der direkten Vorfahrenreihe des heutigen Menschen, sei es, daß sich über den Neandertaler hinaus die höher gewölbte Kopfform entwickelt habe, sei es, daß der Neandertaler nur einen Rückschlag in tierische Zustände, das Resultat einer Naturzüchtung darstelle. Damit dürfte die Neandertalfrage endgültig entschieden sein.

In jüngster Zeit sind nun in die Abstammungsfrage oder präziser ausgedrückt, in die Frage nach der Heranbildung der heutigen Menschheit aus den Affenvorfahren ganz neue Gesichtspunkte hineingetragen worden. Namentlich der Basler Anatom Kollmann ist es, der die gleich zu erörternde Hypothese mit großem Eifer verteidigt.

Die Entwicklung der Wirbeltiere beherrscht das allgemeine Gesetz des Emporstiegens von kleinen Formen zu größeren. Da nun die Entwicklung des Menschen zweifellos auf der gleichen Linie liegt, müssen wir auch hier das Emporstiegen von kleinen Formen zu größeren als möglich und jedenfalls wahrscheinlich annehmen. Schon seit ein paar Jahrzehnten weiß man, daß in der jüngeren Steinzeit, jener Zeit also, die unmittelbar der geschichtlichen voranging, beispielsweise in der Schweiz neben großen Menschenrassen auch Zwerg-Rassen (Pygmäen) gelebt haben. Die Zwergmythen in unseren Sagen und Märchen dürften die letzte Erinnerung der lebenden Menschheit an diese vorgeschichtlichen Pygmäen sein. Allgemach ist es dann gelungen, den Nachweis zu erbringen, daß diese Zwergaffen, diese kleinen Menschenrassen, über die ganze Erde verbreitet waren, und es noch bis heute sind. Auf Ceylon und Celebes haben die Bettern Sarasin, auf Java Kohlbrugge, auf Borneo Nieuwenhuis, auf Neu-Guinea Winter, Robinson und Hagen, in Zentral-Afrika Stuhlmann, Johnston u. s. f. Pygmäenbölker entdeckt. Für die Südbsee-Rassen ist jedenfalls die Abstammung von einer zwerghaften Ur rasse heute so gut wie erwiesen, und auch für den afrikanischen Kontinent kann es als ziemlich gewiß gelten, daß die Urbevölkerung ein hellfarbiges Pygmäengemisch war. Johnston beschreibt in seinem kürzlich erschienenen Werk über Uganda die Pygmäen des großen Kongo-Urwaldes folgendermaßen: „Manche dieser affenähnlichen Leute haben eine schmutzig-gelbbraune Farbe, der Bartwuchs ist ziemlich reichlich, der Körper ist nahezu ganz bedeckt mit einem feinen, gelblichen Wollhaar, das auf große Entfernungen nicht bemerkbar ist, aber doch ausreicht, um die gelbliche Hautfarbe noch zu verstärken. Die Augen liegen tief, die überhängenden Augenbrauen treten außerordentlich hervor. Die Oberlippe ist länger als sonst bei Negern. Das Kinn ist zurückweichend, die Kiefer stehen schräg aufeinander.“ Das sind, wie Kollmann betont, lauter primitive Merkmale, die mit unserer Vorstellung von einer Uebergangsform gut übereinstimmen. Ueber die Pygmäen von Neu-Guinea sagt Winter, der frühere Administrator von Britisch-Neu-Guinea: „In Gestalt und Haltung sahen sie affenähnlicher aus, als irgend ein anderes menschliches Wesen, das mir jemals zu Gesicht kam,“ und er macht besonders auf die Füße aufmerksam, die „kurz, breit und dabei außerordentlich dünn und flach waren und lange, dünne, schwach aussehende Behen hatten, wie man sie sonst bei den Eingeborenen nicht findet. Die Barugi versicherten uns, daß diese Zwerge auf festem Boden nicht ordentlich gehen könnten, und daß ihre Füße bei einem solchen Versuche bald zu bluten anfingen. Die Füße der Leute standen auf dem Boden wie Holzfüße.“

Es wird nach dem hier Mitgeteilten kaum überraschen, daß sich in dem Schädel- und Skelettbau dieser jetzt lebenden Zwergaffen überraschende Uebereinstimmung mit dem Schädel und Skelett der vorgeschichtlichen europäischen Pygmäen ergeben hat. Viel merkwürdiger ist die Entdeckung, daß es, soweit die Menschheit bisher gemessen

werden konnte, drei rassenhaft verschiedene Körperhöhen gibt, die abgegrenzt und festgelegt innerhalb des Menschengeschlechts auftreten. Messungen in Frankreich, Deutschland, Italien, den Vereinigten Staaten, Schweden und Britisch-Indien haben das ergeben. Es sind dies Körperlängen, die um 1,70 Meter, um 1,60 Meter und endlich um 1,40 Meter herum schwanken. Die Brünneten Europas gehören beispielsweise zu der zweiten, zahlreichsten Gruppe. Parallel zu der Körperlänge bewegt sich die Schädelgröße und damit die Menge des Gehirns.

Alle diese Tatsachen und Erwägungen zusammen gehalten, lassen nun Kollmann zu der Annahme kommen, daß die Pygmäen Europas, Asiens, Afrikas und Amerikas die Grundrasse, die Ur rasse oder Primitivrasse sind, auf deren Boden sich die großen Rassen entwickelt haben. „Zuerst war diese Urbevölkerung — so darf man annehmen — aus dem Stamme der Menschenaffen vielleicht im afrikanischen oder indischen Tropengürtel hervorgegangen, um sich dann als solche, dem Wandertrieb und der Not gehorchend, über die ganze Erde zu verbreiten. Es kam also nicht zur Entstehung der großen Rassen in erster Reihe, sondern zu der Entstehung kleiner, pygmäenhafter Urbewohner. Sie verbreiteten sich allmählich über die Erde, und ein Teil ihrer Nachkommen entwickelte sich (dank günstigerer Ernährungsverhältnisse) in den verschiedenen Weltteilen zu den großen Rassen, wie wir sie heute sehen, der Rest der Pygmäen aber dauerte neben den großen Rassen noch heute aus.“ Dem Gesetze der Entwicklung von kleineren Formen zu größeren entsprechend, wäre die zweite Form derjenige Teil des Menschengeschlechts, dessen Körperhöhe um 1,60 Meter herumliegt, und die letzte wären die Großen mit 1,70 Meter und mehr. In Europa wären beispielsweise die nordischen Völkerrassen von hohem Wuchs nach dieser Auffassung das jüngste Glied der fortschreitenden Entwicklung.“

Seiner Hypothese und dem mehrfach erwähnten Entwicklungsgesetz gemäß, betrachtet Kollmann denn auch den Affen von Trinil, der nach Berechnungen Dubois' 1,70 Meter groß gewesen sein dürfte, nicht als den Stammvater des Menschengeschlechts. Der Affe, von dem wir unseren Stammbaum herzuleiten haben, soll ein kleines Wesen von etwa 1 Meter Höhe gewesen sein, schon mit guten Körperverhältnissen und aufrechtem Gange, ein naher Verwandter des heutigen Schimpansen oder Gibbon. Und dieser Affe muß auch schon den gewölbten, hohen, menschenähnlichen Schädel besessen haben. Aus den schönen Arbeiten des verstorbenen Selenta wissen wir nämlich, daß die Schädel junger Menschenaffen denen menschlicher Kinder „erklärend“, ja zum Vertwechseln ähnlich sind. An solchen Schädeln fehlen noch alle Knochenleisten, die später das Tierische so stark zum Ausdruck bringen. Der Raum für das Gehirn ist groß, die Stirn nicht platt und zurückstehend, sondern erhebt sich erst steil in die Höhe, um dann in schöner Wölbung dem Scheitel zu folgen. Erst in den ersten Lebensjahren bilden sich an dem Affenschädel die tierischen Merkmale mehr und mehr aus, die diese Menschenaffen uns als „wilde Wurzel- und Seitentriebe, als blinde Ausläufer des gemeinsamen Stammes erscheinen lassen, Ausläufer, die nicht mehr entwicklungsfähig waren und sind.“

Was wir hier vortragen, ist die neueste, wissenschaftlich wohl begründete Hypothese über den Ursprung des heutigen Menschengeschlechts. Noch ist sie nur eine Denkmöglichkeit, wie sich die Menschheit wohl entwickelt haben könnte; aber diese Denkmöglichkeit unterstützen so viele neuerlich bekannt gewordene Tatsachen, daß man hinfort mit der Zwerg-Rassen-Hypothese ernstlich wird rechnen müssen. —

Adolf Heilborn.

Kleines feuilleton.

Ik. Wilder Rosmarin. Auch in den kalten Waldmooren ist es nun Frühling geworden. Unter niedrigen Moorkiefern leuchten weißblühende Büsche eines niedrigen Strauches hervor, dem Volke als wilder Rosmarin, noch besser aber den Hausfrauen als Rottenkraut bekannt. Aus den dicken schwammigen Polstern des Torfmooses, die die rotblühenden Zweiglein der Moosbeere überspinnen, erheben sich die bis etwa drei Fuß hohen Büsche, sparrig verzweigt und an den Enden der stärkeren Äste mit einem Büschel weißer, sehr stark, aber durchaus nicht unangenehm riechender Blüten abschließend. Schmale lange Blättchen, fast wie Nadelholzblätter gefaltet, bescheiden die Äste. Sehen wir aber näher zu, so finden wir, daß es mit der Schmalheit eine eigene Verwandnis hat. Der Rand der Blätter ist nämlich an den Seiten nach unten umgerollt. Beim Aufrollen der Blätter zeigt es sich, daß sie erheblich breiter sind, als der oberflächliche Anschein lehrt. Während die Blätter oben glatt und grün sind, erscheinen sie auf der Unterseite mit einer dichten rostbraunen Filze überzogen. Die mikroskopische Betrachtung zeigt ferner zahllose Spaltöffnungen, wie sie die Pflanzen zum Transpirieren brauchen, auf der Unterseite der Blätter eingesenkt, während sie den glatten

*) Um Zertümmern vorzubeugen, sei hier erwähnt, daß die häufig in Panoptiken gezeigten Zwerge und Riesen nichts mit diesen Zwerg- und Riesenrassen zu schaffen haben. Derartige Zwerge und Riesenwuchs wird durch gewisse Knochen- und Nervenkrankheiten hervorgerufen.

*) Es mag daran erinnert sein, daß auch in Kamerun und Deutsch-Ostafrika Zwergbölker entdeckt worden sind. Auch die Buschmänner in Deutsch-Südwestafrika gehören hierher.

Oberseiten fehlen. Der Filz und die Umrollung der Blätter, die der Botaniker in dieser Form und Art Rollblätter nennt, schützen die Spaltöffnungen vor Nässe in ausgezeichneter Weise. Tauchen wir nämlich einen Zweig ins Wasser, so bleiben die Unterseiten unbenezt und die vom Filz und der Umrollung zurückgehaltene Luftschicht erglänzt unter Wasser wie Quecksilber. Zahlreiche Moorpflanzen haben solche Rollblätter, so die Moosbeere, die Gränke, auch unser Heidekraut, dann die alpinen Rhododendren oder Alpenrosen, mit denen unser Mottenkraut sogar recht nahe verwandt ist. Der Schutz, den die Rollblätter den Spaltöffnungen gewähren, haben die betreffenden Pflanzen sehr nötig. Feuchter Dunst lagert über den Mooren, wie über alpinen Höhen lange Zeiträume hindurch, und er würde in kurzer Zeit die Pflanzen und ihre Atemvorrichtungen durchnässen, wenn die Rollblätter ihnen nicht ausgezeichnete Dienste leisteten. Sobald einmal die Sonne durchbricht und der Nebel zerstreut, sind die Spaltöffnungen sofort wieder dienstbereit. —

— Die Zunahme der Blitzgefahr in Deutschland. Im Elektrotechnischen Verein machte Dr. O. Steffens vor der Deutschen Seewarte in Hamburg in längerem Vortrage Mitteilung von den Ergebnissen seiner sich auf das gesamte Deutschland erstreckenden Untersuchungen über die Blitzgefahr, welche sich den das Königreich Bayern betreffenden Arbeiten W. v. Bezolds anschließen. Vor allem hat sich der Vortragende den beiden Hauptfragen zugewandt, welche Unterschiede in der Blitzgefahr, d. h. in der Gefährdung des einzelnen Gebäudes, die verschiedenen Gegenden aufweisen, und ferner wie es sich mit der Gefährdung der Baulichkeiten in einem längeren Zeitraum (betrachtet wurden die Jahre von 1854—1901) verhält. Was die erstere Frage betrifft, so erwies sich die bisherige Kenntnis über das Maß der Blitzgefahr in den einzelnen Teilen Deutschlands völlig unzureichend, sogar zum Teil irreführend. Man war bisher geneigt, sich bei der Beurteilung der fraglichen Verhältnisse an eine von dem Direktor Kahner der öffentlichen Feuerversicherungsanstalten entworfene Karte der geographischen Verteilung der Blitzschläge, welche zu Schadenertrag führten, zu halten. Auf Grund dieser Karte gelangte man vielfach zu irrümlichen Ansichten, indem man übersah, daß ganz selbstverständlich die meisten Blitzschäden überall dort entstehen müssen, wo die meisten Gebäude zu finden sind, also z. B. im Königreich Sachsen und in der Provinz Westfalen, wo die starke Rauchentwicklung für die zahlreichen Blitzschäden verantwortlich gemacht wurde. In Wahrheit sind jedoch die zahlreichen Gebäude, welche in diesen Industriezentren vorhanden sind, die Ursache für die unverhältnismäßig große Zahl von Blitzschäden. Man muß deshalb stets die Zahl der in einem Lande vorhandenen Gebäude in Betracht ziehen. Hierbei ergab sich, daß die ganze nördliche Zone Deutschlands annähernd gleich stark durch Blitze gefährdet ist, indem in Oldenburg, Hannover, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Pommern, Ost- und Westpreußen von je 1 Million Gebäuden etwa 350 jährlich vom Blitze getroffen werden. Weniger gefährdet als Norddeutschland ist die mittlere Zone, am geringsten Süddeutschland. Baden, Württemberg, Bayern und Hessen sind alle merklich gleich stark, jedoch nur halb so stark gefährdet wie Norddeutschland. Als Ursache dieser Erscheinung läßt sich unter anderem die nach Süden zunehmende Bodenerhebung anführen.

Ferner ist die Gefahr der Gebäude, vom Blitze getroffen zu werden, in dem untersuchten Zeitraum der letzten 50 Jahre keineswegs stets die gleiche geblieben. Vielmehr zeigten sich eigentümliche, gefechtsmäßige Schwankungen von 5½-jähriger Dauer, so daß es fortwährend wellenartig auf- und abgeht. Dieser wellenartige Verlauf zeigt merkwürdige Beziehungen zu der jeweiligen Zahl der Sonnenflecken, welche die Entladungen zwischen Wellen und Erdoberfläche in bestimmter Weise zu beeinflussen scheint. Weiterhin zeigt sich, daß sich die ganze Wellenlinie innerhalb des betrachteten 50-jährigen Zeitraumes immer mehr anhebt, so daß eine anhaltende Zunahme der Gefahr zu konstatieren war. Von 1850 bis 1860 kamen jährlich auf je eine Million Gebäude in Deutschland 90 Fälle von Blitzschäden vor. Diese wuchsen allmählich — von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gerechnet — auf 116, 189, 254 und schließlich auf 318 Fälle an. Die Ursachen dieser hochinteressanten, auch in wirtschaftlicher Hinsicht wichtigen Erscheinung sind noch wenig aufgeklärt. Alle bisherigen Erklärungsversuche für diese schon früher für einzelne Teile Deutschlands nachgewiesene Tatsache erwiesen sich als nicht stichhaltig. Dagegen mehren sich die Anzeichen, daß die Ursachen in atmosphärischen Bedingungen zu suchen sind. („Techn. Rundschau.“)

en. Auf der Platinjagd. Von allen im großen Maßstab benutzten Metallen ist das Platin jetzt das kostbarste geworden. Physik und Chemie und die mit ihnen in Zusammenhang stehenden Industrien haben ihren Verbrauch an Platin derart gesteigert, daß man von einer wahren Platinnot zu sprechen berechtigt ist. Der Umstand, daß die einzigen extragreichen Platinminen auf russischem Boden, nämlich im Ural, gelegen sind, spricht nicht dafür, daß die Ausbeute in nächster Zeit eine größere werden wird. Es liegt daher nicht nur im besonderen, sondern auch im allgemeinen Interesse, wenn jetzt die Landesuntersuchung der Vereinigten Staaten beschloffen hat, über die nughbaren Schätze von Platin innerhalb ihres Gebietes eine Art von Inventar aufnehmen zu lassen. Um zu einem verwertbaren Ergebnis zu gelangen, ist der Vorschlag gemacht worden, von allen Plätzen, wo das Vorkommen von Platin durch frühere Ver-

suche bekannt geworden ist, Proben von Erz und Sand einzufordern und zu prüfen. Die Proben sollen planmäßigen Experimenten unterworfen werden, und man hofft unso mehr auf einen Erfolg, als sich dabei nicht nur die besten Mittel zur Gewinnung des Platins an den verschiedenen dafür in Frage kommenden Stellen, sondern auch die Möglichkeiten der Abscheidung anderer wichtiger Metalle ergeben werden, z. B. von Gold, Zirkon, Zridium, Ruthenium usw., die mit dem Platin gemeinschaftlich vorzukommen pflegen. Unter diesen Umständen würde der Platinbergbau durch die Nebenerzeugnisse möglicherweise auch dann noch lohnend sein, wenn er sich für sich allein nicht halten könnte. Zunächst wird die geologische Landesuntersuchung alle Besitzer von Erzminen zur Einfindung von Proben ihrer Erze auffordern und dabei sicher Entgegenkommen finden, weil der Nachweis von Platin den Eigentümern der betreffenden Stellen nur Vorteil bringen kann. Nach den bisherigen Kenntnissen findet sich Platin innerhalb der Vereinigten Staaten in Kalifornien, Oregon, Idaho, Montana, Wyoming, Carolina, Georgia, Pennsylvania, New York und in Alaska, außerdem ist es aus Canada, Mexiko, Mittelamerika und Südamerika angezeigt worden. —

Astronomisches.

— Die photographierten Marskanäle. Der „Frankf. Z.“ wird geschrieben: Mars steht jetzt abends bei Dunkelwerden schon im Südosten im Sternbilde der Jungfrau (ganz in der linken Ecke des Sternbildes nach der Waage zu), und man erkennt ihn dort sofort an seiner roten Farbe. Er wird, da er in ziemlicher Nähe bei der Erde steht, bereits eifrig beobachtet, namentlich von den mit großen Instrumenten ausgerüsteten amerikanischen Sternwarten, und hier besonders von dem Marsforscher Lowell. Ihm und seinem Assistenten Lampland ist es jetzt auch zum erstenmal gelungen, von dem Kanalsystem des Mars Photographien zu erhalten, die den leicht sichtbaren Nilos Syrtis, aber auch die gewöhnlichen Kanäle, Thoth, Cerberus, Helicon, Styx, Chaos und andere wiedergeben. Im ganzen sind mehr als zwanzig Photographien erzielt worden. Die Wichtigkeit der photographischen Festlegung der feinen Marsgebilde liegt darin, daß ihre Realität damit wahrscheinlicher wird. Noch jüngst hat der italienische Marsforscher Cernelli in Teramo eine längere Studie veröffentlicht, deren Resultat kurz war, alle Wahrnehmungen auf unserem Nachbarplaneten für Augentäuschung zu erklären. Eine Anzahl dunkler Flecke, die nahezu auf einer geraden Linie liegen, solle das Auge in eine genau gerade Linie hineinverlegen, und, indem es die zwischenliegenden Lücken überfiehet, solle es den Eindruck einer zusammenhängenden geraden Linie, eines „Kanals“ erhalten. Die Photographie ist nun weit objektiver als das Auge, das so leicht Täuschungen unterliegt, und es ist deshalb eine starke Stütze für die Wirklichkeit wenigstens einiger „Kanäle“, daß es zum erstenmal auf dem Flagstaff-Observatorium in Arizona gelungen ist, sie zu photographieren. —

Notizen.

— Ernst Haedel läßt die Vorträge, die er vor kurzem in Berlin gehalten hat, unter dem Titel „Der Kampf um den Entwicklungsgedanken“ bei Georg Reimer, Berlin, als Buch erscheinen. Preis 2 M. —

— Die Romanschriftsteller Richard zur Magede und Robert Kohlrausch haben ein modernes, vieraktiges Drama geschrieben, das nach der weiblichen Hauptfigur den Titel „Monika von Barran“ führt. —

— Das Wiener Konservatorium hat ein Defizit von 100 000 Kronen. Man will die Zahl der Freistellen vermindern, Stifter und Gründer sollen auf ihre Vorrechte verzichten. Das Institut besteht beinahe hundert Jahre. —

— An Stelle des verstorbenen Bildhauers Heinrich Epler ist der Bildhauer August Hudler zum Vorsteher des Ateneums an der Dresdener Kunstakademie ernannt worden. Hudler stammt aus Oberbayern. Eine Wiedergabe seines schönen Bildwerks „Aufender Mann“ brachte die „Neue Welt“ im Jahrgang 1904, Nr. 27. —

— Die Japaner haben fünf Geologen nach der Mandchurei geschickt, die besonders nach Montanschätzen forschen sollen. Ähnliche Untersuchungen werden im nächsten Frühjahr in Korea vorgenommen werden. —

c. Eine Ausgrabung der Sphinx. Unter der Leitung des französischen Gelehrten Maspéro, dem ein Stab ausgezeichneter Ägyptologen untersteht, werden auf Veranlassung der ägyptischen Regierung demnächst Arbeiten unternommen werden, um den Sand wegzuräumen, der sich seit Jahrhunderten und die Pyramiden gelagert hat und auch einen Teil der Sphinx in ihrer Nachbarschaft bedeckt. Angefangen wird mit der kolossalen Sphinx, die sich in der Nähe der Cheopspyramide befindet. Sie mißt 47 Meter und ist fast ganz unter dem Wüstenand begraben. Die Ausgaben werden auf 75 000 Fr. geschätzt. Man erwartet, daß man bei den geplanten Ausgrabungen wichtige Altertümer zutage fördern wird. Es ist übrigens nicht das erste Mal, daß man den Versuch macht, die Pyramiden und Sphinxen von dem Wüstenstaub zu befreien. —